

(Nachdruck verboten.)

Unter dem Schutze des Gesetzes.

22) Von Maria Konopnicka.

(Schluß.)

Als der diensthabende Offizier laut den Namen Hanka rief und das Mädchen aus der Gruppe in die Mitte des Saales trat, wandte sich plötzlich ein Schreiber, der, eine Zigarette rauchend, an der Thür des zweiten Zimmers stand, um und blickte ihr in die Augen.

Auch Hanka blickte auf, und machte eine heftige Bewegung, als wollte sie fliehen. Aber sie floh nicht, nur ihr wilder Blick, der sich mit einer Biege an dem Gesichte des Schreibers festgelesen hatte, erschloß plötzlich und unvorsichtiger sich wie mit einem feuchten Nebel. Mit einer unwillkürlichen Bewegung erhob sie die Hände zu ihren abgeschorenen Haaren, die von der Gefängnishaube bedeckt waren, auf ihr Gesicht trat eine dunkle Note, in die sich der letzte Rest ihres Herzbluts zu ergießen schien. Sie senkte die dunklen Lider wie in tiefer Beschämung, und stand da — ein Gespenst, durch dreifache Zuchthausstrafe gehärtet, und noch immer einer Schamröte fähig.

Der Schreiber aber riß den Stopf in die Höhe, blähte die Backen, und ging dicht an ihr vorbei, mit den glänzenden Stiefeln knarrend und ihr den Rauch direkt ins Gesicht blasend. Er hatte eine Miene, als wollte er ihr zeigen, daß er nichts zu fürchten habe. In der That, was hatte er zu fürchten?

Hanka stand mit gesenktem Haupt, ihre Lippen bebten, der graue Gefängnistittel hob und senkte sich rasch über der Brust. Sie wagte nicht aufzublicken, da er so nahe vorüberging, daß er sie beinahe anstieß, aber sie erkannte ihn sehr wohl, und auch er erkannte sie. Das war ja Pietrek, Herr Pietrek, ihr gewesener Bräutigam, nunmehr ein Herr, schön und hochgewachsen, im Frühlingssrock mit der nachlässig geknoteten Halsbinde.

Dicht neben Hanka stand Manka Czervas, die man nach ihrer wiederholten Flucht von Grojec bei der Waschlowa eingekerkert hatte, sie trug nicht mehr ihr rosa Kleidchen mit dem weitaufgeknöpften Leib, sondern den schweren, aschgrauen Sträflingsrock und den weiten Kittel, unter dem ihre geschmeidigen Hüften und die kaum entwickelte Brust verschwanden. Ihr schöner dicker Zopf war unter der Schere im Arsenal gefallen, die weiße Leinenhaube ging ihr bis tief über die Stirn und ließ nur am Nacken einige Strähnen goldener Haare blicken. Sie hatte die Hände tief in die Ärmel geschoben und trat von einem Fuß auf den andern, als brühte sie das dicke Schuhwerk. In ihrem abgemagerten Gesicht war weder Reue noch Bedauern zu lesen. Nur Angst malte sich zuweilen in ihren unstillen, unruhig im Zimmer hin- und herwandernden Augen.

„Hanka, Schwesterchen!“ flüsterte sie ihrer Nachbarin zu, „so wahr ich lebe, an all dem trägt nur die Walera die Schuld. Daß sie niemals aus der Hölle komme! . . . So wie sie sich mit den Häschern verbinden hatte, war nicht mehr zu entrinnen. Im letzten Loch schnüffelte sie jede aus, wo nur eine war. Wäre nicht sie, diese Höllebrut, ich würde noch heute bei der Damblowa sitzen. Aber wie dieser Statik, der verwünschte, anfang, mir nachzugehen, wurde die Walera wütend . . .“

Hanka sah vor sich hin, als hörte sie das Geplapper gar nicht.

Herr Pietrek kehrte gerade von der Schwelle zurück und dem Mädchen war es, als thäte sich die Erde vor ihr auf.

„Aber diese Waschlowa ist auch eine rechte Kanaille!“ flüsterte Manka weiter. „Ich sage Dir, Schwesterchen, die ließ mich hungern und schloß mich ein, wenn ich ihr nicht einen Rubel täglich brachte. Woher sollte ich gleich die Rubel nehmen? Hat mir denn jemand Rubel vor die Füße gestreut? . . . Und da, thu was Du willst, ohne Meldung kannst Du nicht herauskommen. Aber das mit der Uhr, Mäuschen, ist nicht wahr. Ich will hier gleich tot niedersinken, wenn ich lüge. . . . Nur einen Papierrubel habe ich ihm aus der Tasche gezogen, um dem Weib das Maul zu stopfen. . . . Und die Walera, ist die jetzt aufgedomert! . . . Als ich sie gesehen

habe, psui, sag' ich Dir . . . Batten so . . . Sammettragen an der Jade und ein Kleid mit Schleppe . . . Nur so schürschür . . . zehn Schritte vom Leibe! . . . Pest!“

Sie verstummte, von einem schweren Husten geschüttelt. „Sei's drum!“ fing sie wieder an. „Was haben die davon, daß sie mich abgefaßt haben? Sind denn ihrer nicht noch genug geblieben? Die Mikosowna sitzt schon ein Jahr dort, und es geschieht ihr nichts.“

Sie brach ab, denn gerade wurde die letzte Arrestantin ins Buch eingetragen. Aber es dauerte noch lange, bis die Männer in Ketten geschlagen und herausgeführt wurden.

Eine Stunde oder länger hörte man die regelmäßigen Hammerschläge, endlich war man fertig und im Vorhof erscholl das Rauseln der nachgeschleppten Ketten. Die Sträflinge gingen jetzt paarweise, je zwei waren bei den Händen an eine gemeinsame Kette geschmiedet, außerdem hatte ein jeder eine besondere Fessel für sich.

Das waren dieselben Unglücklichen, die man häufig durch die Straßen der Stadt geführt sieht, in den Straffitteln, in den breiten Leinenhosen, die um den abgemagerten Beinen umherfahren, mit rasierten Köpfen, in den runden Mützen ohne Schirm, die den einen auf der Spitze des unregelmäßigen, knorrigen Schädels stecken, den andern tief über die schmale, keilförmige Stirn gesunken sind, so daß sie die unruhigen oder stieren Augen fast bedecken.

Das waren dieselben herabgekommenen Gesichter, angefahren oder betrocknet bis auf die Knochen, mit der erdfahlen, düstern Hautfarbe, die mit Neugier, Abscheu oder Schrecken betrachtet werden, wenn sie an einer Straßenecke, zwischen vier blanken Bajonetten aufschauern, mit einem Ausdruck idiotischer Stumpfheit oder cynischer Rohheit.

Nur spiegelte sich jetzt in diesen Mienen ein eigenartiger Ausdruck. Die idiotische Stumpfheit war einer weinerlichen Furchtbarkeit und der Cynismus einer düstern Verbissenheit gewichen.

Nur wenige der Gefesselten zeigten Ruhe und Ernst auf ihren Gesichtern. Diese traten zuerst hinaus, mit festem, ruhigem Schritt, nur etwas blässer als vorher, als man sie hierher gebracht hatte.

Der Offizier sprach das Kommando, man fing an, die Sträflinge in Reih und Glied zu ordnen.

Jetzt erhob sich ein Weinen und Jammern unter denen, die sich hier versammelt hatten, um den Verschickten Lebewohl zu sagen und ihnen, je nach Vermögen, etwas auf den Weg mitzugeben.

Ganz nahe an die Weiber trat ein zerlumpter Mensch mit verkommenem Gesicht und trübem Blick heran. Sein kahler Kopf, an dem nur noch über den Ohren kleine Inseln farbloser Haare starrten, wackelte auf seinem langen, dünnen Halse, die Beine bebten unter ihm und ein innerliches Schluchzen schüttelte seine Brust unter dem schmutzigen und zerfetzten Hemd. In den Händen führte er zwei barfüßige, abgemagerte, kleine Mädchen, deren helle Kinderaugen ringsum mit Stammen und Angst blickten.

Bei dem Anblick dieser Kinder kam aus dem Häuflein der Weiber ein durchdringender Schrei. Das war die Stimme der Michalakowa, die fast rasend zu ihnen hinsürzen wollte, und als der Soldat sie zurückstieß, zur Erde sank und in ein unmenschliches Heulen ausbrach.

„Mama! Mama!“ hörte man die Stimme der Kinder, „gehst Du schon wieder weg?“

Der verkommene Truntenbold wackelte noch heftiger, über sein verwahrlostes Gesicht rannen Thränen, die in dem borstigen Bart verschwanden.

Die Kolonne wurde in aller Eile formiert. Die, welche gekommen waren, hatten kaum Zeit, ihre Bündel abzugeben und Abschied zu nehmen.

Jene, zu denen keiner gekommen war, henschelten Gleichgültigkeit oder blickten düster zu Boden.

Einer von den jungen Sträflingen wandte sich plötzlich von der Mutter ab, die vor ihm stand, bis die Zähne aufeinander und stieß wilde Flüche aus. Ein anderer drängte selber zum Abmarsch. Der größte Teil jedoch verhielt sich apathisch; die Weiber schluchzten.

Auf den offenen Fenstern und in den Thüren der Kanzleien drängten sich Neugierige. Unter ihnen stand mit untergehangener

Miene, eine Cigarette zwischen den Zähnen, das Schreiberelein, machte laute Bemerkungen über die Mädchen und schielte zu Sanka hinüber. Er schien gerade etwas sehr Wichtiges gesagt zu haben, da alle seine Zuhörer ein lustiges Lachen anstimmten, als Manfa Czertak sich umblatte, sich in die Hüften stemmte und ihnen die Zunge ihrer ganzen Länge nach entgegenstreckte.

Diese Redheit wurde mit noch lauterem Lachen aufgenommen.

Da rasselten die Wagen herbei, auf denen das Gepäc und die kranken Sträflinge sich befanden. Der Offizier trat vor die Reihe, musterte sie, zog den Säbel und rief ein Kommandowort.

Die Trommel wurde gerührt. Der abgerissene, dumpfe Ton weckte ein düsteres Echo.

Einer der Sträflinge entblökte plötzlich den Kopf, die andern folgten seinem Beispiel.

Die Sonne trat aus einem Winkel hervor, bedeckte mit ihrem Gold diese rasierten Köpfe und wob so um sie gleichsam eine Aureole. Die Trommel verstummte; durch die Stille hörte man nur eine Lerche hoch oben in der Luft schlagen.

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Sanka ging den Weibern voran, mit gleichmäßigem, festem Schritt. Durch ihre zusammengepreßten Lippen kam kein Klage laut, kein Seufzer. Nur ihr gemartertes Gesicht bedeckte eine fahle Totenblässe. Aus ihren eingefallenen Augen kam ein stumpfer erloschener Blick.

Jetzt schloß das große, brausende Wasser seinen letzten Kreis über ihr armes Haupt. —

Unser Gemüsegarten.^{*)}

Wenn Anfang März die Sonne es einige Tage freundlich mit uns meint, dann regt sich auch schon bei dem Gartenbesitzer der Wunsch, so schnell als möglich sein Land in Ordnung zu bekommen und mit der Aussaat zu beginnen; er möchte am liebsten zehn Hände haben, um alles auf einmal bestellen zu können.

Nirgends ist aber das Sprichwort: „Eile mit Weile“ mehr am Plage, als bei der Frühjahrsbestellung. Sei das Wetter auch noch so schön, niemals beginne man vor dem letzten Drittel des März mit der Aussaat; Möhren und Erbsen können allenfalls bei gutem Wetter schon Anfang März ausgehäet werden.

Mit der Bestellung des Bodens muß der Gartenbesitzer warten, bis die Erde ihm nicht mehr an den Füßen kleben bleibt, denn in einem nassen, kalten Boden kann nichts wachsen. Beim Graben im Herbst läßt man das Land rauh liegen, im Frühjahr dagegen müssen die Schollen auseinandergerissen werden, und der Boden ist nur dann gut, wenn er von selbst auseinanderfällt. Dies kann durch Umgraben mit dem Spaten besser als mit dem Pflug erreicht werden, deshalb verdient das Graben den Vorzug im Garten. Je tiefer das Land gegraben oder gepflügt wird, um so besser. Wird der Boden naß bearbeitet, so wird er wieder fest und die Pflanzen können unmöglich gedeihen.

Zweckmäßiges Düngen spielt im Gemüsebau eine Hauptrolle, weil fast alle Gemüse eine reichliche Ernährung lieben. Die richtige Düngung ergibt sich durch stete Abwechslung auf den Beeten; eine jede Pflanze nützt das Land einseitig aus und so kann nur durch Fruchtwechsel und richtige Düngung das Land in guter Beschaffenheit erhalten werden.

Das Düngen des Gartens soll, wenn möglich, im Herbst geschehen, damit der Dünger sich während des Winters schon zersetzt und im Frühjahr gleich wirken kann; düngt man aber im Frühjahr, so soll der zu verwendende Dünger gut verrottet sein. Obgleich künstliche Dünger sehr verwendbar sind, kann man doch den natürlichen Dünger, besonders Stalldünger, nie ganz entbehren. Hier finden auch Abfälle des Hauses, die den Sommer und Winter über sorgfältig auf dem verstreut angelegten Komposthaufen gesammelt wurden, Verwendung.

Ein Komposthaufen sollte in keinem Garten fehlen. Alle Ueberreste, Laub, Abfälle, werden hier aufgehoben, mehrmals im Jahre umgearbeitet und wenn möglich, mehrmals mächtig mit Jauche und Abfallwasser begossen; dies giebt einen nicht zu ersetzenden Dünger für den Garten. Will man noch mehr thun, so mische man ungelöschten Kalk zwischen den Dünger, denn die meisten Gärten leiden an Kalkarmut. Auch kann man ungelöschten Kalk auf Haufen setzen und mit Erde bedecken; nach einigen Tagen zu Pulver auseinandergefallen, wird er dann aufs Land gestreut und mit untergegraben. Der Kalk hat die Eigenschaft, die mineralischen Stoffe, die im Boden liegen, aufzulösen und so den Pflanzen zugänglich zu machen. Flüssiger Dünger, wie Jauche oder Chilisalpeter, wirken sofort, deshalb soll man dieselben entweder kurz vor dem Bestellen oder während des Wachstums verabreichen, denn sonst gehen viele wertvolle Stoffe verloren. Soll während des Wachstums mit Jauche

gedüngt werden, so darf es nur bei trüber Witterung geschehen, Chilisalpeter wirkt am besten, wenn er vorher in Wasser aufgelöst wurde.

Zur Erzielung guten Gemüses verwende man nur Samen bester Qualität, er bringt in der Regel auch bessere Erträge. Da nicht jede Sorte, die angepriesen wird, für eine bestimmte Gegend taugt, so kauft man die nötigen Sämereien am besten von denjenigen Händlern, die in der Gegend selbst Gemüsebau betreiben und ihre Sorten jahrelang erprobt haben.

Wenn das Gartenland nun umgegraben, der Samen oder die Pflanzen zur Hand und das Wetter günstig ist, so kann an das eigentliche Bestellen gegangen werden. Sehr vorsichtig ist zu verfahren mit Zwischenkulturen; wer nicht gut damit Bescheid weiß, lasse die Hände davon, es könnte ihn sonst passieren, daß er von allem etwas, nur nichts Gesehites erzielt; denn in der Regel wird zu dicht gepflanzt.

Jedes Beet soll in der Regel 1,20 Meter breit sein, für Reiserbsen jedoch nur 60 Centimeter. Am besten werden die Beete abgeteilt, indem man die Schnur auf die gewünschte Entfernung stramm zieht und daran vorbei tritt, doch so, daß die Schnur immer zwischen den Füßen bleibt, oder, indem man mit der Begehschaufel die Ranten sauber absticht und die auszuhebende Erde auf das Beet verteilt. Für die Beete rechnet man 25 bis 30 Centimeter Breite, da man sonst beim Jäten zu leicht Pflanzen beschädigt.

Beim Säen achte man darauf, daß der Samen gleichmäßig und nicht zu dicht gestreut wird. Sollten die Pflanzen trotzdem zu dicht ausgehen, so säme man nicht, das zuviel baldigst auszuziehen. Die Reihenfaat ist stets der breitwürfigen vorzuziehen, weil man die Beete leichter bearbeiten kann, die Unkrautverteilung viel sicherer und regelmäßiger ermöglicht ist und die Pflanzungen mehr Licht, Luft und Platz erhalten und kräftiger und schöner werden.

Beim Pflanzen muß darauf geachtet werden, daß die Pflänzchen gerade nach der Gartenschur und in richtiger Weite zu stehen kommen, so daß jede Pflanze den notwendigen Raum zur vollsten Entwicklung hat, ferner, daß die Wurzeln senkrecht, wie sie gewachsen sind, in die Erde kommen und nicht in ein enges Loch hineingezwängt werden. Zum sorgfältigen Pflanzen gehören aber auch gute Setzlingen; selbstgezojene verdienen den Vorzug.

Erbsen werden in Reihen von 30 Centimeter Abstand gelegt, jedoch nur zwei Reihen auf ein Beet. Im früh Erbsen zu ernten, sät man dieselben im Februar in kleine Kästen oder Schalen dicht aus und hält sie im Zimmer (doch nie zu warm) oder in sonst einem frostfreien Raum. Bei sonst gutem Wetter bringt man sie ins Freie und härtet sie dadurch ab. Gegen Ende März werden dieselben dann handhoch sein, und sie sind dann ins Freie auszupflanzen; sie vertragen das Umpflanzen sehr gut. Auch bei Erbsen sollen mehrmals Aussaaten gemacht werden, damit man den ganzen Sommer frische pflücken kann. Als frühe Sorten sind zu empfehlen: Mailönigin, Fürbote, Dippes, verbesserte Mai. Spätere Sorten sind: Korbfüller, verbesserte grünbleibende Ruhm von Kassel. Die besten späteren Sorten sind: Telephon, Queen, Dule of York. Alle Erbsen vertragen einige Grad Kälte. Wenn im Sommer die Beete trocken werden, so ist zu gießen.

Möhren können auch mit gutem Erfolg Anfang März oder auch schon im Februar gesät werden. Der Samen liegt lange, ehe er keimt. Zur Erzielung recht früher Karotten wählt man möglichst einen sandigen Boden in sonniger Lage, der ein Jahr vorher stark gedüngt sein muß, also viel verrotteten Dünger enthält, und der im Herbst und Winter vor der Aussaat reichlich mit Jauche oder flüssigen Extrakturen getränkt worden ist. Der Boden wird nach dem Bedecken der Saat mit einem Brett festgelopft und feucht gehalten. Sobald die Pflänzchen sichtbar werden, lockert man den Boden — nie darf derselbe eine Kruste behalten — verzieht zu dicht aufgegangeener Saat und hält die Beete frei von Unkraut. Als gute Sorten seien empfohlen für früh: Holländische verbesserte halblange stumpfe, Frankfurter verbesserte stumpfe, Rantaise, verbesserte zylinderförmige; für späte Sorten: Queblinburger lange, dicke und Rantaise.

Das Spinat im Sommer leicht schlecht, sollte man nie zu viel auf einmal säen. Am besten ist es, in Zwischenpausen von 14 Tagen oder drei Wochen und in Reihen von 20 Centimeter Abstand zu säen, um ihn leichter schneiden zu können. Als gute Sorten empfehle ich: breiter, spät aufschießender Victoria, runderblättriger Riesen-Viroslah.

Von Kopfsalat soll auch alle 14 Tage frische Aussaat gemacht werden, man hat dadurch nicht den Kerger, daß er viel schießt und hat den ganzen Sommer schönen Salat. Am besten ist es, den Samen auf ein kleines Beet zu säen und nachher in Abständen von 20 Centimeter zu verpflanzen. Er liebt lockeren, fetten Boden. Im früh Köpfe zu erzielen, säe man erst Mailopf oder Erstling. Bei späterer Aussaat nehme man Krozlopf, Rudolfs Liebling oder Forellen.

Kohlrabi liefern nur dann schmachtige, zarte Knollen, wenn sie möglichst rasch gewachsen sind und zur rechten Zeit verbraucht werden. Deshalb ist es notwendig, durch Düngung mit Jauche, reichlicher Bewässerung, genügend weite Pflanzung und Bodenbearbeitung das Wachstum zu fördern. Zu empfehlen ist mehrmals Aussaaten zu machen, dadurch wird das Holzigtwerden verhindert. Bei frühem Kohlrabi schießen in der Regel viele Pflanzen, um dies zu verhindern muß man die Pflanzen vor jedem, auch dem kleinsten Frost schützen. Am recht früh Kohlrabipflanzen zu haben, müssen

^{*)} Aus der empfehlenswertesten illustrierten Wochenschrift „Kerthus“ (Allona-Dittensen, Chr. Adolfs).

Kleines Heuileton.

kg. Anfängerleben. Aus den bisher unveröffentlichten Skizzen und Erinnerungen Francisque Carcehs über die Comédie-Française, die in kurzem in Paris erscheinen werden, gelangt in einer französischen Wochenchrift folgendes Kapitel über die Leiden, denen früher die Debutanten an der Comédie-Française ausgesetzt waren, zum Abdruck: Zwischen den Herren Sociétaires der Comédie-Française (den festangestellten Mitgliedern) und den unglücklichen Pensionären, die sie zu vertreten hatten, bestand derselbe Abstand wie etwa zwischen einem Pflanzler und seinem Regier. Das Foyer der Pensionäre lag abseits, wie heute das der Figuranten und Choristen, und die Sociétaires fanden ihr Vergnügen darin, diesen Varias der dramatischen Kunst übel mitzuspielen. Jeder der später berühmt gewordenen Künstler wußte genug Anekdoten aus seiner Anfängerzeit zu erzählen. So irrte sich Mlle. Levert eines Tages in der Thür und trat in das Zimmer der Verbannten. Alle Plätze waren bereits besetzt, sie wollte sich aber durchaus setzen, ging also auf ein junges Mädchen zu und sagte zu ihr: „Vorwärts, kleine, steh' auf, ich bin müde.“ Die „Kleine“ war die später so gefeierte Mme. Allan, und mit der Schlagfertigkeit, durch die sie sich immer auszeichnete, erwiderte sie: „Mein Fräulein, wenn Sie mich höflich gebeten hätten, Ihnen Platz zu machen, würde ich gethan haben, was ich Ihrem Alter schuldig bin; aber da Sie diesen Ton beliebt haben, erkläre ich, daß ich hier vor Ihnen gesessen habe und hier bleibe.“ Das war jedoch eine Ausnahme, daß eine Sociétaire so abgefertigt wurde und Mme. Allan ist diese Redheit sehr schlecht bekommen; sie sah sich schließlich gezwungen, nach Rußland zu gehen und sich dort den Ruhm zu erwerben, den sie in Frankreich niemals mehr erlangt hätte. Als ein andermal Mme. Coustat an dem Foyer der Pensionäre vorüberkam, schnüffelte sie erst geziert, wandte dann mit einer Gebärde stolzer Verachtung den Kopf ab und rief: „Pouah! wie riecht denn das hier eigentlich?“ Und damit rauschte sie, sich die Nase zu haltend, davon. . . Es war früher nicht Gebrauch, den Namen der Schauspieler, die in der Vorstellung spielen sollten, auf den Theaterzetteln anzugeben. Man kündigte nur das Stück an. Die Sociétaires kamen zum Theater, saßen durch das Loch des Vorhangs, ob der Saal voll oder leer war, und spielten nur, wenn sie Lust hatten. Die unglücklichen Pensionäre waren verpflichtet, jeden Abend zum Theater zu kommen; in drei von vier Fällen kamen sie unjourné, und wenn ihnen zufällig einmal erlaubt wurde zu spielen, so geschah dies immer ohne vorhergehende Probe, ohne jede Vorbereitung. So hatte man eines Abends „Die Hochzeit des Figaro“ angekündigt. Das Publikum war nicht sehr zahlreich. Cartigny sollte den Figaro spielen; er kleidete sich auch an, sieht aber durch das Loch im Vorhang, daß das Publikum nicht seinen Erwartungen entsprach und wendet sich nun zu dem kleinen Samson (Samson war damals noch der „Kleine Samson“) und sagt mit einem freundschaftlichen Klaps auf die Wade: „Eine gute Gelegenheit für Dich, kleiner; zieh Dich an, Du sollst den Figaro spielen.“ Samson eilt glückstrahlend hinaus in seine Loge, kleidet sich in größter Hast an, denn das Publikum beginnt schon ungeduldig zu werden und kommt wieder herab mit vor Hoffnung und Angst klopfendem Herzen. Er begegnet in den Coullissen Monrose; dieser aber war älter als er und hatte also das Recht, die Rolle, die der Hauptdarsteller verschmähte, für sich in Anspruch zu nehmen. „Nun, wo willst Du hin, was soll das?“ — „Figaro spielen, den Cartigny heute abend nicht will.“ — „Ach, wirklich! Höre, da geh' ruhig wieder hinaus und zieh Dich um; ich werde den Figaro spielen.“ Damit wendet er sich an den Diener: „Warten Sie mit dem Aufziehen des Vorhangs, bis ich fertig bin.“ Und unterdessen trommelte das Publikum vor Ungeduld mit den Füßen. Samson ist aus allen seinen Himmeln gestürzt, er weint und rauff sich die Haare; so begegnet er Cartigny, der ihn wohlwollend nach der Ursache seines Stummers fragt. Der junge Mann erzählt ihm, was vorgefallen ist. „Ach! So steht es, — na, das wollen wir doch sehen!“ ruft Cartigny, läuft sofort auf die Bühne und findet dort auch richtig Monrose: „Geh' nun ruhig hinaus und kleide Dich um,“ ruft er ihm zu, „ich spiele den Figaro,“ und damit wendet auch er sich an den Diener: „Zieh den Vorhang noch nicht, ich muß erst mein Kostüm anziehen.“ —

Muff.

Ein bisher mehr nur in einzelnen Kreisen näher bekannter Komponist, Hans Pfitzner, ist durch ein Konzert des Vereins zur Förderung der Kunst mit einem Schlag zu einer Bedeutung gelangt, die ihn neben unsere Ersten stellt und hoffentlich bald zu weiterer Anerkennung führen wird. Seine Oper „Der arme Heinrich“ ist bereits in Mainz, Frankfurt a. M. und Prag — natürlich nicht in Berlin — mit kräftigem Erfolg aufgeführt worden. Nun schafft er an einem neuen „Drama“: „Die Rose vom Liebesgarten“, gedichtet von dem schon durch d'Alberts „Seejungfrauen“ bekannten James Grün. Das Vorspiel dazu wurde in jenem Konzert zum erstenmal vorgeführt, und zwar in öffentlicher Hauptprobe am Sonntag und Aufführung am Montag. Wer da hineinkam, fand zunächst im üblichen Programmbüchlein vor dem Text eine längere Vorbemerkung, die sich alle Mühe giebt, den Hörer über das Verfehlen einer Konzertaufführung von Dramatischem hinüberzubehben. Sie geht von dem in solcher Dringlichkeit kaum jemals dagewesenen Ersuchen aus, sich

dieselben im Mistbeet gegen Ende Februar gesät werden. Wer keine Mistbeete hat, thut gut, sich vom Gärtner Pflanzen zu kaufen. Kohlrabi wird in Abständen von 25—30 Centimeter gepflanzt. Die besten Sorten sind: Wiener weiß und blau, Dreienbrunner, später diese Goliath.

Ferner sind zu pflanzen sämtliche Kohlarten, konnte man sich die Pflanzen nicht im Mistbeet aufziehen, so laufe man dieselben vom Gärtner. Beim frühen Birsingkohl genügen 35—40 Centimeter Abstand, bei allen andern Kohlarten aber müssen 45—50 Centimeter Abstand genommen werden. Alle Kohlarten sind zusammenliegend zu pflanzen und jedes Jahr auf ein andres Stück Land zu bringen, da der Boden sehr erschöpft wird. Zum guten Gedeihen gehört tiefer, fetter, nicht zu leichter Boden; öfter Düngguß oder Chili-Salpeter, häufiges Behaden und später Anhäufeln.

Die Zwiebeln verlangen ebenfalls guten Boden und lieben Gühnerdünger. Anfangs ab und zu einen Düngguß, doch sobald die Zwiebeln einigermaßen ausgebildet sind, darf man mit Jauche nicht mehr kommen, weil sie dann leicht faulen. Holländische silberweiße, holländische schwefelgelbe und holländische blutrote werden fast immer gute Erträge liefern.

Die Bohnen werden mit großem Erfolg im Kasten angezogen und dann in Abständen von 25 Centimeter in Reihen gepflanzt, je zwei oder drei Pflanzen zusammen, doch sollen nie mehr als drei Reihen auf ein Beet gepflanzt werden. Dide Bohnen verlangen zum guten Gedeihen nicht zu fetten Boden, aber viel Licht und Luft. Am meisten Nutzen bringen sie, wenn man einzelne Reihen pflanzt, womöglich zwischen Kartoffeln. Es empfiehlt sich, den Pflanzen bei 30 Centimeter die Spitze abzubrechen, es setzen dann die Blüten besser an und die Pflanzen werden nicht so leicht von Läusen befallen, weil der Stengel schneller verholzt, die Läuse also keine Nahrung mehr finden. Auch bei dicken Bohnen empfiehlt sich eine mehrmalige Aussaat. Gute Sorten sind: Hangdow, Erfurter lange und Magayan.

Die Bohnen verlangen einen kräftigen, jedoch nicht frisch gedüngten Boden und eine warme und sonnige, gegen Nord- und Ostwinde geschützte Lage. Die Beete sollen von Nord nach Süd gehen, um den Sonnenstrahlen besseren Einlaß zu gewähren. Da Bohnen sehr empfindlich gegen die geringste Kälte sind, soll das Regen nicht vor Anfang bis Mitte Mai geschehen. Auch sollen die Samen nicht bei Regenweiter in den Boden gebracht werden, weil sie dann faulen. Für Stangenbohnen teilt man sich 1,20 Centimeter breite Beete ab und zieht auf denselben zwei Reihen, je 20 Centimeter vom Wege, in welche man 3,50 Meter lange Stangen so schräg zu einander in die Erde treibt, daß sich die Stangen der beiden Reihen kreuzen, die Stangen werden durch eine horizontal gelegte Stange an den Kreuzungspunkten gehalten. Um jede Stange werden dann fünf bis sechs Bohnen 4—5 Centimeter tief gelegt. Buschbohnen legt man zu zwei und drei 3—4 Centimeter tief in Reihen von 3 Centimeter Abstand nach jeder Seite, sie sind genügsamer bezüglich der Bodenbeschaffenheit, und kann man auch noch im Juni Aussaaten machen.

Auch für die verschiedenen Küchenkräuter ist die Reihensaat am besten, weil sich das Reinhaltende von Unkraut besser ermöglichen läßt.

Porree und Sellerie muß ebenfalls früh gesät werden, um schöne Pflanzen zu geben. Sellerie liebt guten fetten Boden, aber keinen frischen Dünger, und will nicht zu tief gepflanzt werden. Oseurj mit unter gearbeitet, giebt schöne, glatte und weiße Knollen.

Den Gartenjalbei pflanzt man in sonniger Lage im Abstand von 50 Centimeter. Das grüne und getrocknete Kraut des ausdauernden Bohnen- oder Pfefferkrauts dient als Würze bei Schnittbohnen zc. Das Kraut der Melisse und des Thymians findet vielseitige Verwendung. Weifuß ist eine treffliche Bratenwürze; auch der als Fierpflanze beliebte Rosmarin kann als Gewürzpflanze in der Küche verwendet werden. — Alle diese Kräuter lassen sich durch Samen, Stecklinge und Wurzelteilung vermehren, für den Haushalt genügen von jeder Art einige Pflanzen.

Sind die Gemüsebeete bestellt, so kann mit dem Pflanzen der Frühkartoffeln begonnen werden. Da dieselben sehr unregelmäßig keimen, können dieselben auf Gorden, in flache Kisten oder Schalen auseinandergelegt und in mäßiger Temperatur zum Vorkeimen gebracht (am besten Ende Februar oder Anfang März) werden, doch müssen die Keime stark und kräftig und nicht zu lang sein. Beim Pflanzen achte man darauf, daß sie nicht abgestoßen und nicht zu tief gepflanzt werden. Alle Kartoffeln, besonders aber die Frühkartoffeln, lieben einen leichten, nahrhaften Boden.

Eine Hauptsache beim Gemüsebau ist das Reinhaltende der Beete von Unkraut, sobald sich solches zeigt, muß fleißig gejätet werden, damit die Pflanzen nicht überwuchert werden. Ist der Boden durch Regen festgeschlemmt, so muß, sobald er abgetrocknet ist, mit der Hacke gelockert werden, um der Luft Zutritt zu verschaffen und das Wachsen zu befördern. Erbsen, dide Bohnen und alle Kohlarten werden später angehäufelt. Nur wenn es ausnahmsweise trocken ist, darf im Gemüsegarten gegossen werden, dann aber auch gründlich, damit die Feuchtigkeit an die Wurzel kommt. Die beste Zeit zum Gießen sind die späten Nachmittagsstunden. Man spritze niemals mit dem Schlauch, auch soll das Wasser möglichst Luftwärme haben, also abgestanden sein. Am nächsten Tage lockere man den durch das Gießen festgewordenen Boden wieder auf. —

W. Weizenborn.

zur dargebotenen Musik die scenischen Bilder recht lebhaft vorzustellen, und bringt dann probeweise eine Anzahl von Motiven, leider ohne Angabe, zu welchen scenischen Punkten sie gehören. Nun sitzt man kurz vor dem Konzert da, verblüfft durch eine solche Aufgabe, deren Stellung allein einen Umfang von 26 Druckseiten einnimmt; und ehe man dazu kommt, die Aufgabe auch wirklich zu vollziehen, raucht dieser musikalische Mann- und Blütenregen — so reich wie der im Text gemeinte — auch schon über den Hörer herab. Nachher findet man erst dabeim die Ruhe, jene Aufgabe zu vollziehen; und man hat nicht jeder so günstige Zeitverhältnisse, daß er erst die Probe hören, dann in stiller Stille jenes Studium treiben und sich schließlich in der Hauptausführung ein zweites Hören leisten kann. Die Schuld daran trifft natürlich die musikalischen Kräfte des Konzerts, die ohnehin gewaltige Mühe gehabt haben dürften, gar nicht und seine Verunstaltung nur zum Teil, um so mehr aber die Presse, die doch sonst, d. h. wenn der Erfolg schon da ist, sich mit allen möglichen Kenntnissen und Mitteilungen groß thut. Wenn aber diesen Mangel an äußerlicher Hilfe und sonst noch allem erdentlichen Mißgeschick — voraussichtlich auch der späteren Kritik — zum Trost ein solcher ganz ursprünglicher, rein auf die künstlerische Freude des Publikums und zum Teil auch der Mitwirkenden geeigneter Erfolg zu stande gekommen ist, wie ihn die Probe und nach dem, was wir berichtet wurde, erst recht die eigentliche Ausführung gezeigt hat, so erweist sich dadurch der Wert von Wagner's Schöpfung als um so echter.

Den Text auch nur anzudeuten, müssen wir uns hier versagen; genug daran, daß es sich um eine phantastische Dichtung handelt von einem kindlichen Hauber, der wahrhaft Musik in sich trägt. Die Romwelt, die nun der Komponist aus ihr herausgehoben hat, ist allerdings in dem Sinne modern, daß sie auf der Höhe des heutigen Stimmens steht und auch, daß sie nicht „einfach“ in der landläufigen Bedeutung ist — ja man kann ihr geradezu ein ziemlich hohes Maß von Fülle, selbst von Verwickeltheit und von Reflexion nachsagen; die Chöre bringen es oft zu einer nicht so bald zu durchschauenden Vielstimmigkeit. Allein eine so melodische, zum Teil hübschend liebliche Musik wird wohl nicht bald wiederkommen; unter andern ist der „Künderlobgesang“; „König ohne Schwert und Krone, Herrschet das kühle Sonnenkind“ usw., ein Prachtstück.

Daß neben dem Philharmonischen Orchester keiner der großen routinirten Chöre, die in Berlin wirken, seine Kraft für eine so würdige Aufgabe angeboten hat, ist schon auffällig; guten Vernehmen nach soll sogar einer von ihnen die Aufgabe als zu schwierig abgelehnt haben. Indessen stellte das Sternsche Koncertvatorium seine Schülerekräfte, durch einige Gäste verstärkt, zur Verfügung, und sie leisteten denn auch, im Verein mit einigen bekannten Solofängern, Vorzügliches; nur wäre, zumal in Anbetracht des weiten Raumes der Philharmonie, ein doppelt so starker Chor nicht zu viel gewesen. Summa: ein Erfolg, der uns der Vollendung und Ausführung des Gesamtwerkes mit freudiger Spannung entgegensehen läßt, und der es rechtfertigt, daß die königliche Oper nun doch endlich den „Armen Heinrich“ noch in dieser Saison herausbringen will.

Eine treffende Wertschätzung des „Liebesgarten“-Vorpiels lag schon darin, daß es bei jenem Konzert zwischen zwei (rein instrumentale) Werke von Richard Strauß gestellt war, die ebenfalls der Komponist selber dirigierte: „Tod und Verklärung“ und „Ein Helbenleben“. Wir haben beide Werke bereits feinerzeit besprochen und hatten nun auch durch anschließende Erläuterungen Gelegenheit, sie näher kennen zu lernen. Nur daß, dem eigenen Wächlein, das im Verlagsarten Verlag über das „Helbenleben“ erschienen ist, nichts weniger als die höchste Trefflichkeit nachzurühmen ist, die Wagner in jener Selbsterläuterung gezeigt hat; die zwei an diesem Wächlein beteiligten Schriftsteller haben vielmehr den Leser eher abzuschrecken verstanden.

Aus dem Tierreiche.

1. Ein Paar großer Ameisenfresser sind aus Süd-Amerika nach dem Londoner Zoologischen Garten gebracht worden. Die merkwürdigen Tiere fallen besonders durch ihre ungeheuren buschigen Schwänze auf, mit denen sie, wenn sie schlafen wollen, den ganzen Körper bedecken. Der Körper ist mit langen zottigen Haaren versehen, nur der Kopf trägt kurze und dicke Haare. Die Tiere sind ebenso wie ihre nächsten Verwandten, die Gürteltiere und Faultiere, schwerfällig und träge, obgleich sie sich nicht selten in langsamem Lauf sehen und gelegentlich auch Flüsse durchschwimmen. Sie gehen scheinbar umgeschickt, da die kräftigen Klauen die Füße mehr zum Graben als zum Gehen geeignet machen. Sie graben tief in den Boden nach Ameisen, die ihre Hauptnahrung bilden. Wenn sie tief genug in die Erde gegangen sind, so frecken sie die lange, biegsame Nage in den Boden hinein, die mit einer Art von schleimigen Speichel bedeckt ist, woran die Insekten kleben bleiben, wie auf einem Fliegenpapier. In zoologischen Gärten ist der Ameisenfresser ein sehr seltener Gast.

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Anzucht des Fieberheilbaums (Eucalyptus) geschieht am besten aus Samen. Im März, in einem temperirten Raum, unter Glas in Heide-Erde ausgefäet, keimen die Samen nach etwa zwei Wochen. Wenn sie einige Blättchen haben, werden sie pflüzt und wieder unter Glas gebracht, nach einigen

Wochen können sie einzeln in Töpfchen gepflanzt werden. Wer schon im Laufe des Sommers kräftige und buschige Pflanzen haben will, halte sie unter Glas und spritze bei trockener warmer Witterung öfters. Wird darauf nicht gesehen, so können die Pflanzen auch ganz ins Freie gestellt werden, wo sie alsdann, dem Einfluß der Witterung ausgesetzt, sich nicht so üppig entwickeln, aber für die Ueberwinterung widerstandsfähiger werden. Im Winter bedürfen die Pflanzen einen trockenen Standort, da die Blätter einen fettartigen Stoff (Eucalyptin) besitzen, wodurch sie im Winter leicht von Pilzen befallen werden, die auch weichere Teile von Rinde und Holz angreifen und die Gubtriebe zum Absterben bringen. In temperirten Zimmern halten sich die Pflanzen sehr gut und sind auch ihres kampferartigen Geruchs wegen beliebt.

Humoristisches.

— Die Erklärung. Herr Huber und Herr Schmidt machen einen Morgen Spaziergang vors Stadtklein hinaus. Auf einmal hören sie ein Schreien und treten erstaunt näher. Da sehen sie auf der einen Seite am Walbrand den Herrn Oberamtsrichter mit seinem Sekretär und einem weiteren Herrn, und drüben bei der Kiesgrube, zweihundert Schritt davon, den Ortspolizisten mit einem andern Herrn halten und sich gegenseitig mit aller Langenkrast anschreien.

Huber und Schmidt meinen, der Verstand müßte ihnen still stehen, wie sie nun vernehmen, was da geschrien wird. „Lump!“ schreit der Polizist zum Herrn Oberamtsrichter hinüber und „Spig-bub!“ antwortet der darauf. Aber der Begleiter des Gendarmen zischt gleich mit „Dackopf!“ zurück und der Sekretär giebt ihm einen „Oßen“ heim.

„Im Gotteswillen“, rufen die beiden Spaziergänger und stürzen atemlos auf den Polizisten zu: „Was ist dein los? Wie können Sie nur so schimpfen? Sie gehen ja fürchtbar ein!“

Da läßt der Polizist los. „Ach nein!“ sagt er. „Das Schöffengericht hält nur in einer Beleidigungssache Probe, ob man die Schimpfworte so weit hören kann, wie der Kläger behauptet!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Den Heiße-Männern. Goethe sagte 1810 zu Niemer: „Man hört so oft über weitverbreitete Immoralität in unrer Zeit klagen, und doch würde ich nicht, daß irgend einer, der Luft hätte, moralisch zu sein, verhindert würde, es nur um so mehr und mit desto mehr Ehre zu sein.“

— Das Schamgefühl fieber wird allenthalben epidemisch. Camille Lemonnier und Georges Edmonds, die beiden bedeutendsten belgischen Schriftsteller, haben sich, wie der „Frank. Zeitung“ aus Brüssel geschrieben wird, wegen der Abfassung „unzuchtlicher“ Schriften vor Gericht zu verantworten; von beiden wurde ein Werk beschlagnahmt.

— Zwölf Mark 75 Pfennig für den Druckbogen bietet die Lexikale Streitschilde Leo-Gesellschaft im Verein mit dem Rothschen Verlag in Stuttgart in einem „Preis“-Aus-schreiben, in dem selbständige gediegene Arbeiten aus den verschiedensten Wissensgebieten gefordert werden!

— In Boscorcaale ist nach dem „V. Z.“ eine gut erhaltene antike Villa entdeckt worden, die vor allem in den bisher freigelegten vier Zimmern eine Reihe sehr schöner Fresken in bestem Erhaltungszustande enthält.

— Dem in Paris ansässigen österreichischen Augenarzt Frh. v. Berger ist es gelungen, einen Apparat zu erfinden, der die ein-sache, aus einer Keweglinse bestehende Lupe, die im alltäglichen Leben eine so zahlreiche Anwendung findet, in ein Instrument für beide Augen umzuwandeln, das die plastische Relief-wahrnehmung ungemein verfeinert und ein langes Beobachten mit der Lupe ohne Ermüdung der Augenmuskeln möglich macht.

— Das Wachstum der Krebse. Gegenüber der früher verbreiteten Meinung, daß die Krebse 15 Jahre brauchen, um ein Gewicht von 100 Gramm zu erreichen, teilt Dr. Fafer in der „Allgemeinen Fischerei-Zeitung“ mit, daß ein Krebs zwar erst nach 2 bis 3 Jahren 25—27 Gramm wiegt, im folgenden Jahr aber wiegt er schon 75 Gramm, im September desselben Jahres 110 und wieder einen Monat später 125 Gramm.

— Im Botanischen Verein für die Provinz Brandenburg sprach unlängst Dr. Tübent über die sogenannten Doppelkannen des Berliner Weichhahns in Parks. Der Redner vertrat die Ansicht, daß man in diesen „Doppelkannen“ nicht die Vertreter einer besonders wertvollen Varietät zu sehen hat, sondern daß sie nichts anderes seien, als die Wipfel älterer Nischen, die nach dem Fällen des Stammes unbenutzt im Walde liegen bleiben. Diese Ansicht mag richtig sein, nur eins stimmt nicht. Diese „Spitzen“ werden nicht von gefällten, sondern von lebenden Bäumen geschnitten, auf die der Holzdieb mittels Steigeisen geklettert ist. Der verunstaltete Baum wird bald wiefeldürr oder kernfaul. Die „Doppelkannen“ werden gern von reichen Leuten gekauft, besonders dann, wenn an den Nischen noch die Zapfen hängen.